

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 20 (1944-1945)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Zur Armeeereform  
**Autor:** Guggenbühl, Adolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1069620>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Zur Armee*reform*

VON

ADOLF GUGGENBÜHL

---

Nachdem der soeben aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrte Korrespondent der Neuen Zürcher Zeitung, Walter Boßhard, der Ankunft einer Gruppe amerikanischer Urlauber in Chiasso beigewohnt hatte, schrieb er in seinem Bericht:

«Inmitten der bequemen Felduniform der amerikanischen Armee-Urlauber fällt das Feldgrau und der hohe Kragen etlicher schweizerischer Obersten des Territorialkommandos, die sich von den Feriengästen gleich photographieren lassen, etwas eigentümlich, leicht museenhaft auf.»

Dieser Satz hat dem Verfasser viel Kritik eingetragen, vielleicht gerade deshalb, weil damit ein grundlegendes Problem unserer Armee berührt wird. Was W. B. über unsere Uniformen sagt, gilt für unsern soldatischen Stil allgemein.

Ich habe vor einiger Zeit einen amerikanischen Berufsoffizier, der hier interniert war, über seine Eindrücke von der schweizerischen Armee befragt. Er antwortete mir folgendes: «Das Gesamtbild ist ausgezeichnet, aber» — und dabei verzog er sein Gesicht zu dem typi-

schen liebenswürdigen amerikanischen Lachen — «der Dienstbetrieb scheint mir etwas altmodisch. Dieses ständige Absätze-zusammenklopfen und Kopfdrehen — you know, what I mean!»

Auch die Offiziere und Soldaten der schweizerischen Armee sind durch die amerikanischen Urlauber zu vielen Vergleichen angeregt worden. Die Amerikaner schlendern ohne Mütze auf dem Kopfe zwangslos durch die Straßen, Offiziere und Mannschaft sind nach ihrer Uniform kaum zu unterscheiden, ein Grenadier klopft einem Leutnant kameradschaftlich auf die Schultern, kurz, diese Soldaten tun tausend Dinge, die bei uns im Dienst als ungeheuerlich gelten — und doch handelt es sich um Angehörige einer Truppe, die ihre militärische Tüchtigkeit bewiesen hat.

Alle diese Beobachtungen sollten uns veranlassen, bei der geplanten Armee-reform nicht nur die technisch-organisatorische, sondern auch die psychologische Seite ernst zu nehmen. Die Forderung einer Demokratisierung der Armee ist vielleicht doch mehr als ein bloßes Schlagwort.

Die Diskussion wird leider dadurch belastet, daß ihre Wortführer häufig Leute sind, über deren Reformwillen berechnete Zweifel bestehen, weil es ihnen im Grunde gar nicht um konstruktive Kritik, sondern um die Zersetzung unseres Abwehrwillens geht. Man darf aber nie darauf verzichten, eine Forderung zu prüfen, nur weil viele ihrer Verfechter einem feindlichen politischen Lager angehören. Daß die Hauptträger des Demokratisierungsgedankens der Armee Militärgegner sind, ist noch kein Beweis dafür, daß diese Demokratisierung nicht doch wünschenswert wäre.

Wenn man sich übrigens die Mühe nimmt, genauer herumzuhorchen, so wird man entdecken, daß auch sehr viele durchaus militärfreundliche Schweizer Bürger das Gefühl haben, der soldatische Stil unserer Armee sei veraltet und trage der Eigenart des schweizerischen Menschen zu wenig Rechnung.

Es geht also darum, sachlich zu untersuchen, wie weit diese Forderungen zu Recht bestehen.

Die Diskussion wird allerdings weiterhin dadurch erschwert, daß die Kritik gegenwärtig häufig mit Angriffen auf das Offizierskorps verbunden ist. Das ist schon deshalb bedauerlich, weil jeder Kollektiv-Angriff nach einer Kollektiv-Abwehr ruft und damit ein sachliches Gespräch sehr erschwert. In Wirklichkeit besteht in dieser Frage überhaupt kein Gegensatz zwischen Offizieren und Mannschaft. Nichts ist verfehlter, als in die Armee Klassenkampf-Ideen hineinragen zu wollen.

Alle verantwortungsbewußten Angehörigen der Armee, vom Füsilier bis zum Korpskommandanten, haben genau dasselbe Interesse: Alles zu beseitigen, was der Schlagkräftigkeit unserer für die gemeinsame Verteidigung der Freiheit unerläßlichen Armee schaden könnte.

## Egalité Nein, Kameradschaft Ja

Nach diesen notwendigen Abklärungen soll nun versucht werden, auf die eigentliche Streitfrage einzutreten.

Diejenigen, welche eine Demokratisierung der Armee verlangen, sind der Ansicht, ihr jetziger Aufbau und Betrieb stehe in einem merkwürdigen Gegensatz zu unsern übrigen demokratischen Lebensverhältnissen. Die scharfe Trennung von Offizierskorps und Mannschaft behagt ihnen nicht. Ihre extremen Verfechter stoßen sich daran, daß der Offizier mehr Sold bezieht, nicht mit der Mannschaft schläft, nicht mit der Mannschaft ißt, sie möchten der Mannschaft bei der Auswahl der Offiziere ein Mitspracherecht einräumen, wettern gegen Kadavergehorsam, usw.

Die Gegner der Demokratisierung weisen darauf hin, daß eine Kompanie nicht mit einem Sängerverein verglichen werden kann, daß im Gegenteil jede Angleichung der Armee an die politische Demokratie eine Gefahr für die Disziplin darstelle.

Wer hat recht?

Selbstverständlich muß eine Armee hierarchisch aufgebaut sein. Grundlage jeder Armee ist der Gehorsam des Untergebenen. Selbstverständlich muß ein Befehl ausgeführt werden, auch wenn er dem Untergebenen unsinnig erscheint, ja sogar unsinnig ist. Daran gibt's nichts zu rütteln. Die Befehlsverweigerung muß mit drakonischer Strenge bestraft werden. Das gilt auch für die Armee eines demokratischen Staates, auch für die Milizarmee, ja für jede Partisanenarmee, wenn sie eine ernsthafte Kampfleistung vollbringen und nicht einfach Räuberlied spielen will. Die Gleichheitsidee der französischen Revolution darf nicht, wie viele meinen, auch auf die Armee übertragen werden. Die Befehlsgewalt des Vorgesetzten

# Haben Sie Sinn für Stilnuancen?



Aus S. Ducret: Zürcher Porzellan des 18. Jahrhunderts. Fretz und Wasmuth Verlag

Diese beiden Porzellanfiguren

eines Mädchens, das Hühner füttert, sind Ende des 18. Jahrhunderts entstanden. Eine davon stammt aus Meissen, die andere aus der Schweiz, d. h. aus der Zürcher Porzellan-Manufaktur bei Bendlikon im Kanton Zürich. Das Zürcher Porzellan kann dem von Meissen und Sèvres würdig an die Seite gestellt werden. Es ist bezeichnend für die Mißachtung unseres eigenen Kulturgutes, daß der durchschnittlich gebildete Schweizer die künstlerischen Leistungen unserer einheimischen Porzellan-Manufaktur kaum kennt.

*Die Meißener Figur entstand um 1750, die Nachbildung durch die Zürcher Fabrik um 1765. Es handelt sich um eine freie Nachschöpfung, nicht um eine Kopie. Meissen war eine königliche Manufaktur, ihre Kunst ausgesprochen höfisch. Die Erzeugnisse der Zürcher Porzellankünstler verraten einen etwas andern Geist. Sie sind idyllischer, freundlicher, menschlicher. Ein interessantes Beispiel dafür, wie ausländisches Kulturgut bei uns umgeformt und assimiliert wird.*

**Finden Sie heraus, welche Figur in Meissen und welche im Kanton Zürich entstand?**

**Lösung auf Seite 69**

ten muß unbedingt und rückhaltlos anerkannt werden. Der Untergebene kann nicht Gleichheit verlangen.

Aber er kann etwas anderes verlangen, und hier liegt nach meiner Ansicht die Lösung des Problems: Unbedingte Achtung seiner Menschenwürde. An diesem Punkt sollte die Reform einsetzen.

Es kann sich nie darum handeln, den Untergebenen dem Vorgesetzten gleichzustellen. Aber der Soldat wie der Offizier haben Anspruch auf die gleiche Respektierung ihrer Menschenwürde, die gleiche Rücksichtnahme auf ihre Ehre. Sie sind nicht gleichberechtigt, aber sie sind gleich viel wert. Sie erfüllen verschiedene Funktionen, aber beide sind Träger der gleichen soldatischen Ehre, beide sind Bürger der gleichen Demokratie und deshalb Kameraden.

Diese Einsicht hat sich bei uns noch nicht überall durchgesetzt. Wir krankendaran, daß wir immer noch Anschauungen mit uns schleppen, die unter andern Verhältnissen entstanden sind und deshalb für uns nicht passen.

Unsere militärischen Formen, die den Verkehr zwischen Soldat und Offizier regeln, gehen von der falschen Annahme aus, das «Offizierskorps» und die «Mannschaft» gehörten grundsätzlich verschiedenen Klassen an. Dadurch fühlt sich der Soldat ständig in seiner Ehre gekränkt, der Offizier aber wird in eine Rolle gedrängt, die seinem Wesen als Schweizer fremd ist.

In der Armee Friedrichs des Großen, deren Einfluß in der Frage des militärischen Lebensstils immer noch viel zu sehr nachwirkt, war die Betonung dieses Klassenunterschiedes die Grundlage des ganzen Dienstbetriebes. Man möge einmal die Lebensgeschichte des armen Mannes aus dem Toggenburg nachlesen, um sich klar zu machen, wie dieses preußische System

gehandhabt wurde! Mit Stockschlägen und Fußtritten wurde der Soldat ständig unten gehalten.

In andern europäischen Armeen herrschten ähnliche Verhältnisse, zum Teil bis in die Gegenwart hinein. In der zaristischen Armee z. B. war die Körperstrafe gegenüber den Soldaten ein selbstverständliches Mittel zur Erhaltung der Disziplin. Es war den Offizieren verboten, einen Soldaten mit « Sie » anzureden.

Aber auch in den neuern deutschen, italienischen und französischen Armeen wurde diese grundsätzliche Kluft betont, die übrigens durchaus nicht künstlich geschaffen werden mußte: die Soldaten gehörten einer Gesellschaftsschicht an, die allgemein als tieferstehend betrachtet wurde. Die Mannschaft gehörte zum « Volk ». Wer gesellschaftlich etwas auf sich hielt, wurde Offizier und schon während der Ausbildung vom gewöhnlichen Soldaten getrennt. In Italien z. B. wurde jeder Maturand bereits in der Rekrutenschule ausgesondert und in eine Offiziers-Ausbildungsschule abkommandiert.

Bei uns nun liegen die Verhältnisse soziologisch grundsätzlich anders. Erstens gibt es in unserer Demokratie auch im Zivilleben nicht so scharfe Klassengegensätze wie in andern Ländern, und zweitens ist es ja durchaus nicht so, daß unsere Offiziere der Herrenschaft, die Soldaten aber dem sogenannten Volk angehören.

Diese andern Grundlagen erfordern aber einen andern militärischen Stil, der unsern Gegebenheiten Rechnung trägt. Statt nun einen solchen schweizerischen Stil zu entwickeln, wurde bei uns bis heute krampfhaft versucht, ausländische Vorbilder nachzuahmen.

Man kann z. B. gelegentlich in schweizerischen Militärzeitungen Artikel lesen, wo von der « Psyche des einfachen Soldaten » die Rede ist. Diesem Ausdruck liegt die unschweizerische Auffassung zu-



grunde, der Soldat sei — eben als Teil des « Volkes » — ein an sich primitiverer Mensch mit weniger entwickeltem Seelenleben als der Offizier.

Ausfluß dieser Auffassung ist es auch, wenn in der deutschen Schweiz der Offizier mit « Herr », der Soldat aber nur mit seinem Grad, ja, sehr häufig nur mit Geschlechtsnamen angesprochen wird. Oft wird der Soldat auch mit « Ihr » angeredet, auch in Kantonen, wo das « Ihnen » nicht üblich ist, ja, einzelne Offiziere lassen sich sogar hie und da verleiten, die Untergebenen zu duzen.

## Die unerfreuliche Situation

Auch die militärischen Ehrenbezeugungen, die der Soldat zu leisten hat, entsprechen dieser Einstellung. Während doch richtigerweise die Ehrenbezeugungen gegenüber einem Vorgesetzten in allen Rängen gleich sein sollten, hat sich nach der jetzigen Praxis der Soldat beim Leutnant anders anzumelden als der Leutnant beim Major.

Diese falsche Konzeption verursacht viele Schwierigkeiten, die den Soldaten und Offizier gleicherweise beschweren. Der Soldat merkt, daß etwas nicht stimmt und leistet häufig eine Art passiven Widerstandes. Auch der Offizier fühlt, daß etwas nicht in Ordnung ist, und gerade deshalb, weil ihm die Rolle, die er spielen muß, nicht recht liegt, überspielt er sie.

Der Offizier hat ständig zu kämpfen gegen die Neigung der Mannschaft zur unsoldatischen Haltung. Es ist aber nicht so, daß unserm Miliz-Soldaten das Verständnis für soldatische Formen überhaupt fehlt. Er wehrt sich nur gegen Formen, die er als unschweizerisch oder veraltet empfindet. Daher kommt es z. B., daß auch bei ausgebildeten Truppen Stunden um Stunden mit Grußübungen vertan werden müssen. Dem Schweizer Soldaten

ist der zackige Gruß, den das Reglement dem Offizier gegenüber vorschreibt, in tiefster Seele zuwider. Er empfindet nicht die Grußpflicht an sich als unrichtig, aber den reglementarischen Gruß mit dem automatenhaften Kopfdrehen als unwürdig. Wenn er seine Vorgesetzten so grüßen könnte, wie ein vernünftiger Offizier seine eigenen Vorgesetzten grüßt, wäre die Sache vollkommen in Ordnung.

Wir sind kein besonders höfliches Volk. Deshalb ist es verständlich, daß es bei uns auch im Militär weniger höflich zugeht als bei andern Nationen. Das Merkwürdige aber ist, daß die Höflichkeit der Truppe gegenüber bei sehr vielen Offizieren geradezu als unsoldatisch gilt. Es wird ein Ton angeschlagen, und es werden Ausdrücke gebraucht, wie sie sich auch ein autokratischer Fabrikdirektor im Zivilleben selbst gegenüber einem Lehrbuben nie erlauben würde. Es fällt allen ausländischen Beobachtern auf, wie sehr in unserer Armee, vor allem in den Rekrutenschulen, geschumpfen und gebrüllt wird.

Mit der grundsätzlich falschen Einstellung zur « Mannschaft » hängen viele Eigentümlichkeiten unseres Dienstbetriebes zusammen. Der schweizerische Soldat wird sich nie daran stoßen, daß er auf Stroh schlafen muß und auch kaum verlangen, daß der Offizier sein Lager mit ihm teile. Aber er hält sich darüber auf, wenn ihm die Bequemlichkeit auch dort nicht geboten wird, wo sie durchaus möglich wäre. Es wurde deshalb von den Truppen sehr geschätzt, daß das Essen im Gegensatz zum letzten Weltkrieg nicht mehr ständig aus den Gamellen eingenommen werden mußte, sondern, wo es die Verhältnisse erlaubten, in würdiger Weise, d. h. mit Teller, Besteck, vor sich gehen konnte. Immer aber noch haftet unsern militärischen Mahlzeiten etwas Unkultiviertes, Proletarisches an. Das

würde sich vielleicht ändern, wenn die Offiziere mit der Mannschaft äßen, oben am Tisch, so wie an den englischen Universitäten Rektor und Professoren mit den Studenten essen. Die Würde der gemeinsamen Mahlzeit würde wesentlich dazu beitragen, die echte Kameradschaft zwischen allen Rangstufen zu fördern und dem militärischen Leben mehr Form zu geben.

In der schweizerischen Armee wird großer Wert darauf gelegt, daß der Soldat seine Waffe und seine Ausrüstungsgegenstände in peinlicher Ordnung hält. Um so unbegreiflicher ist es, daß sich nur wenige Truppenkommandanten darum kümmern, daß die Mannschaft auch die primitivsten Bedürfnisse der Hygiene in würdiger Weise befriedigen kann. Die Wasch- und Toilettengelegenheiten sind sehr oft unbefriedigend. Vor allem fehlt es an Badegelegenheiten. Die russischen Internierten waren empört darüber, daß ihnen nicht ohne weiteres die Möglichkeit geboten wurde, mindestens einmal wöchentlich ein warmes Bad zu nehmen. Es gehört zur Respektierung der Menschenwürde, daß der Anspruch auf persönliche Sauberkeit immer geachtet wird, wo es die Verhältnisse erlauben. Sauberkeit ist kein Luxus, Hygiene nicht gleichbedeutend mit Verweichlichung.

## Die schweizerische Lösung

Alle diese Schiefheiten stammen nicht aus bösem Willen. Sie sind das Ergebnis einer weitgehenden Überfremdung, die wir als solche noch nicht richtig erkannt haben. Es gilt deshalb, den schweizerischen militärischen Stil zu finden, der uns entspricht. An die alten Traditionen aus unserer militärischen Glanzzeit im Mittelalter kann man leider nicht anknüpfen. Sie sind nicht einmal mehr als Erinnerung lebendig geblieben.

Unserer Armee, die nach 1848 aufgebaut wurde, dienten als Vorbild in der Hauptsache die Söldnerregimenter des 18. Jahrhunderts, wo das Offizierskorps in der

Regel aus Aristokraten, die Mannschaft aber aus allen möglichen zusammengewürfelten Elementen bestand. Später gerieten wir unter den Einfluß des französischen und vor allem des deutschen Vorbildes, das ebenfalls für unsere demokratischen Verhältnisse nicht paßte.

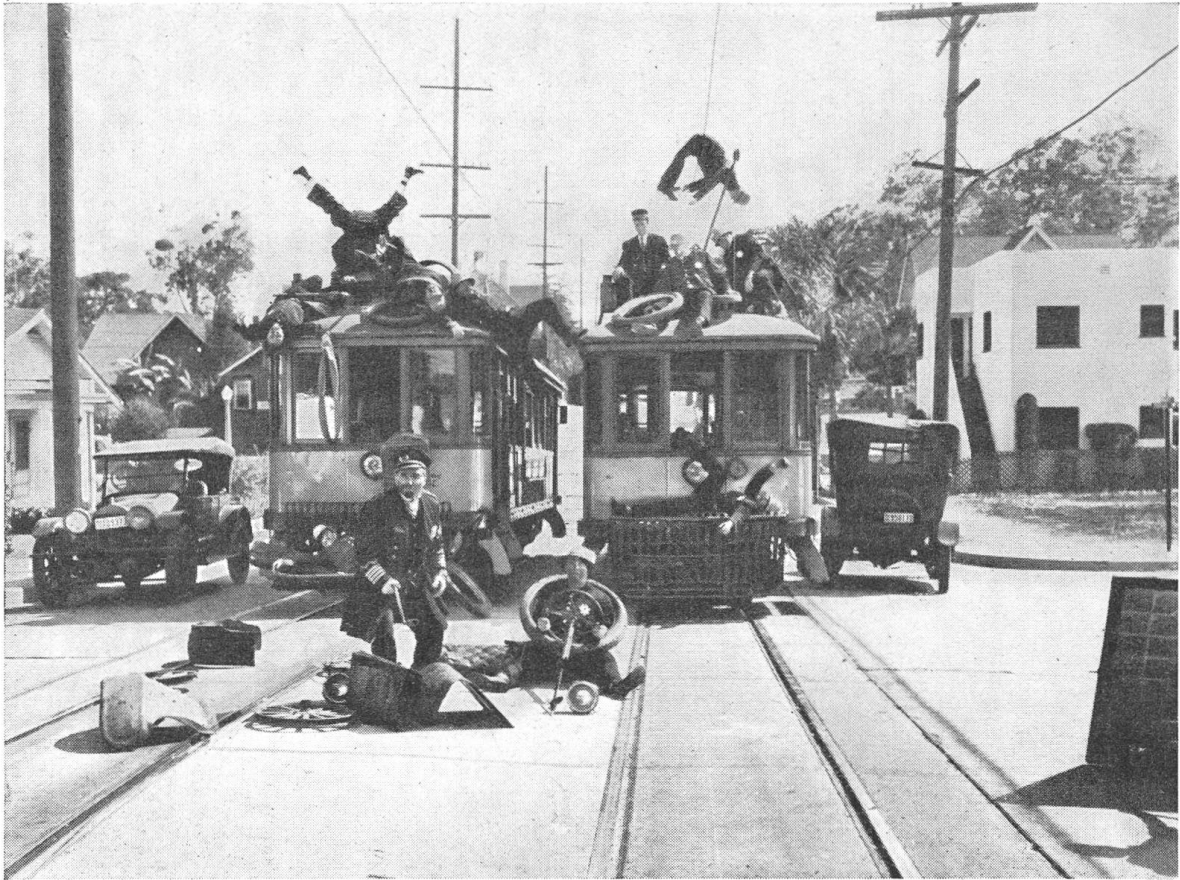
Es gilt nun, sich von dieser Überfremdung frei zu machen und etwas zu schaffen, das unserm Geist entspricht. Anregungen wären vielleicht bei einem Teil der alliierten Armeen zu holen, weniger bei der englischen als bei der amerikanischen, neuseeländischen oder südafrikanischen, d. h. bei Truppen, die aus Ländern stammen, die vom gleichen demokratischen Geist erfüllt sind wie wir. Es würde sich lohnen, den Dienstbetrieb dieser Armeen eingehend studieren zu lassen, aber nicht nur durch Militärattachés, sondern durch Schweizer, welche Dienst als Kompagniekommandanten, als Zugführer, ja als Unteroffiziere und Soldaten tun.

Selbstverständlich kann es sich nur um Anregungen handeln. Die letzte schöpferische Arbeit werden wir selbst leisten müssen.

Nötig ist, was die Amerikaner « Vision » nennen: schöpferische Schau. Unsere Lebensgestaltung wird ja viel mehr durch Vorstellungen als durch abstrakte Theorien bestimmt. Es gilt deshalb, den Ideal-Typus des schweizerischen Offiziers zu schaffen, der Autorität und Selbstbewußtsein hat, ohne ein aristokratisches Mäntelchen umhängen zu müssen, und den Typus des Soldaten, der Sinn hat für Disziplin und Härte, ohne daß er die Rolle des Vertreters einer Unterschicht zu spielen braucht.

Sobald dieses geistige Problem gelöst ist, werden auch viele andere Probleme, die jetzt den Fachleuten so viel Schwierigkeiten bereiten, leichter zu bewältigen sein, z. B. die Frage, wie in den kurzen Wochen der Rekrutenschule der immer größer werdende Ausbildungsstoff bewältigt werden kann. Unsere Rekrutenschulen arbeiten gegenwärtig oft unrationell, weil der Dienstbetrieb an einer

## SINNVOLLER UNSINN



Mit Bewilligung des Kunstgewerbemuseums Zürich

So toll ging es in den ersten amerikanischen Filmen zu. Long, long ago. Diese Gattung Filme ist von der Leinwand so gut wie verschwunden. Eigentlich schade! Wie befreiend würde

es wirken, einmal unsern Staatsmechanismus und deren gewichtige Funktionäre bis zum Kondukteur und Polizisten durcheinanderge-wirbelt im Film zu sehen!

gewissen Verkrampfung leidet. Ein großer Teil der Zeit muß damit verschwendet werden, die Widerstände des Rekruten gegen das, was man unter soldatischer Haltung versteht, zu brechen. Nun ist zweifellos die Umwandlung vom Zivilisten zum Soldaten an sich eine schwierige Aufgabe. Ohne eine gewisse Rück-

sichtslosigkeit, ja vielleicht ohne eine gewisse Brutalität kommt man nicht aus. Man muß den jungen Leuten einmal den Meister zeigen und ihnen sehr deutlich klar machen, daß sie sich im Dienst befinden, d. h., in einer Gemeinschaft, wo sich der Einzelne restlos unterzuordnen hat. Durch falsche Vorstellungen vom



Wesen des Soldaten verführt, wendet man aber häufig das System an, zu diesem Zwecke die Rekruten zuerst einmal grundsätzlich zu entwürdigen und zu erniedrigen. Dadurch erweckt man bei vielen von ihnen — und es sind nicht die Schlechtesten — einen gewissen Widerstand, zum mindesten aber bewirkt man einen Krampf- und Angstzustand, welcher der Leistung Abbruch tut. In einer Schule, wo der Vorgesetzte von vornherein im Rekruten einen Kameraden sieht, wo man bestrebt ist, die Ehre und Würde der Rekruten unter keinen Umständen zu verletzen und deshalb an ihren guten Willen appellieren kann, ergäbe sich eine entspannte, gelockerte und heitere Atmosphäre, welche die militärischen Leistungen bestimmt günstig beeinflussen würde.

Wie weit der Drill verschwinden kann, ist eine Frage, über die man in guten Treuen verschiedener Ansicht sein kann. Vielleicht ist er mehr abgebaut worden als gut war. Sicher gibt es gewisse Formen, wie z. B. der Taktschritt, die heute veraltet sind und deshalb leicht komisch wirken. Im übrigen aber ist der Drill immer noch ein gutes Mittel, um eine Truppe zusammenschweißen, und, vernünftig angewandt, hat er durchaus nichts Entwürdigendes an sich.

Auch die Lösung der Uniformfrage würde sich aus dieser neuen Konzeption heraus ohne weiteres ergeben.

In Gesprächen mit Soldaten sieht man, daß ihnen kaum eine Erscheinung des jetzigen Krieges größeren Eindruck gemacht hat, als der demokratische Stil eines

« Monty », der in seiner Uniform zum Ausdruck bringt, daß er sich auch als General grundsätzlich auf die gleiche Ebene stellt wie der gewöhnliche Soldat. Seine Overalls stehen im bewußten Gegensatz zu der prunkvollen Uniform etwa eines Göring.

Unsere Lösung würde wohl darin bestehen, daß einerseits eine Arbeitsuniform geschaffen wird, wie sie andere Armeen auch kennen, die auf das Repräsentative verzichtet, dafür aber möglichst praktisch ist, ein Berufskleid des modernen Soldaten, das sich selbstverständlich für Offiziere und Mannschaft nicht wesentlich unterscheidet, genau so, wie der Bergführer nicht anders angezogen ist als der Träger. Glaubt man nun, daß diese Arbeitsuniform den repräsentativen Bedürfnissen nicht genüge, so müßte für Soldaten wie für Offiziere, wie das auch in vielen Armeen üblich ist, noch eine zweite, eine Ausgangsuniform, abgegeben werden, wobei selbstverständliches Ziel ist, daß der Soldat wie der Offizier in dieser Ausgangsuniform möglichst gut, d. h. möglichst flott aussieht.

\* \* \*

Wie im einzelnen die schweizerische Lösung dieser Fragen aussehen wird, darüber kann man in guten Treuen verschiedener Meinung sein. Wichtig ist nur, daß man bewußt nicht nur auf das Organisatorische Wert legt, sondern auch in der Gestaltung des Stiles eine schweizerische Form sucht, im Interesse unserer Armee, die wir in Zukunft so nötig haben werden wie in der Vergangenheit.